



Spetzerfehn

Geschichte(n)
und Bilder
eines Fehns

Zwei Fehntjer Dichter aus einem Haus

Andreas Wojak berichtet über Johann Schoon und Greta Schoon

Johann Schoon (1894-1968) und seine Nichte Greta (Margareta) Schoon (1909-1991) wuchsen beide in demselben Haus auf – direkt gegenüber der alten Schule an der Bahnstation Spetzerfehn. Das Haus, in dem viele Menschen ein- und ausgingen, beherbergte für lange Jahre die Fehntjer Post, außerdem befand sich dort die Bahnhofswirtschaft. Traditionsgemäß waren deshalb die Schoons den Berufen bei Bahn und Post verbunden. Ursprünglich waren sie aus Holland eingewandert und lebten, wie die meisten Fehnbewohner, von Schiff-fahrt und kleiner Landwirtschaft.

Johann Schoon blieb sein Leben lang in Spetzerfehn wohnen. 1923 begründete er mit seiner Frau Nanny an der Alten Norderwieke einen eigenen Hausstand.

Greta dagegen zog es hinaus in die Welt. Nach dem Besuch des Sozialpädagogischen Seminars in Bremen ging sie im Alter von 24 Jahren für einige Jahre nach Brasilien, wo sie als Kindergärtnerin tätig war. Nach mehreren Stationen im norddeutschen Raum kehrte sie nach Ostfriesland zurück – zuerst als Kindergartenleiterin in Emden-Transvaal, später als Mitarbeiterin der Erziehungsberatung in Leer.

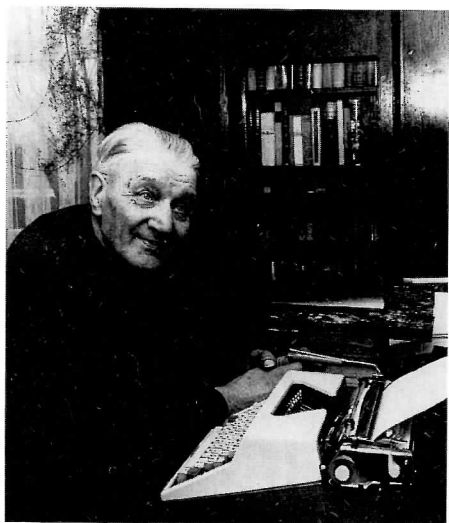
Johann Schoon entwickelte schon früh geistige Interessen. Es wird erzählt, daß der Lehrer ihn immer mit Lektüre versorgen mußte, an der es im Elternhaus naturgemäß mangelte. Im 8. Schuljahr las er Goethes „Faust“. Auf die Frage seines Lehrers, ob er denn auch alles verstanden habe, antwortete der vier-



Elternhaus von Greta Schoon und Johann Schoon. Der „Bahnhof“ von Spetzerfehn mit Gaststätte und Poststelle an der Ecke Münkeweg/Im Unterende Nord.

zehnjährige Johann mit einem selbstbewußten „Ja“. Daraufhin der Lehrer: „Dann bist Du ja schon weiter als ich.“ Erste schriftstellerische Versuche datieren in der Zeit des Ersten Weltkrieges, als Johann Schoon seine Kriegserlebnisse an der Front in Rußland und später in Frankreich in Form von ironisch-kritischen Erzählungen und Gedichten verarbeitete. In den zwanziger und dreißiger Jahren – er war inzwischen Postbote in Spetzerfehn – folgte die Zeit der hochdeutschen Gedichte. Mit viel Pathos und Gefühl variierte er vor allem das Thema „Heimat“. Seine Gedichte von der „Normannenschlacht“ oder dem Kampf der Stedinger wurden in Zeitungen und Zeitschriften auch außerhalb Ostfrieslands veröffentlicht. In späteren Jahren pflegte er in diesem Zusammenhang, augenzwinkernd, von seiner „Sturm- und Drangperiode“ zu sprechen.

Johann Schoons produktivste schriftstellerische Zeit begann Anfang der fünfziger Jahre, als er mehr und mehr



Johann Schoon in seinem Arbeitszimmer, 1964.

Wulfsblömen*

von Johann Schoon

Up de Weg danzen Kringels un Malen,
de Sünn glinstert heet up de Sand.
Ik mutt mi en Settje verhalen
bi de Wulfsblömen dar an de Kant.

„Wahrt jo vör de Wulf sien Blömen,
an Hexenwegen waßt dat Strunt.
Se brengen angstige Drömen!“
So sä de Ollen hör Mund.

Gries treckt dat över dat Heidland,
en Undeer huult in dat Moor,
en Schien, as of dor en Dörp brannt,
wiet in der Feernte en Gloor.

Un Minsken lopen up den Heidweg,
halfnakend, halfblind un halfdoot.
Se störmen na't Braak up de
Sumpsteeg:
„O Heiland, nu stür du uns Noot!“

Dat dönnert dor an de Ruten
van dat lüttje Huuske: „Waakt up!“
Dat Verdarven, dat luurt up hör
buten – en Hülproop! –
un do waak ik up.

Tüsken Dag un Drööm noch
benomen,
si kiek ik nun över dat Land.
Do seh ik twee Kinnerkes komen,
mit Wulfsblömenstrußen in d' Hand.

Se singen un springen, de beiden,
hör lüttje Gesichtje, dat lacht.
Över Kinnerharten und -freiden
hebben de quade Blömen kien Macht.

*Arnika

plattdeutsche Gedichte und humoristische Kurzgeschichten („Pollo sall proten leern“ u. a.) sowie hochdeutsche Naturbetrachtungen mit vielfach zivilisationskritischem Unterton (lange vor der „Öko-Zeit“) zu schreiben begann, die seinen Ruf als „Löns Ostfrieslands“ begründeten. Hinzu kamen zahlreiche Artikel über Volkskunde und Brauchtum und plattdeutsche Sprachkunde. Als reisender Teehändler stand Schoon in stetigem Kontakt zu den Menschen seiner Heimat. Seinen Lebensunterhalt bestritt er darüber hinaus durch langjährige Mitarbeit am Hochdeutsch-plattdeutschen Wörterbuch von Otto Buurmann (an der übrigens auch seine Frau Nanny wesentlich beteiligt war). Schoons Gedichte, Geschichten und Betrachtungen erschienen regelmäßig in den ostfriesischen Tageszeitungen und Periodika, des öfteren war er auch im Rundfunk zu hören.

Eine kleine Auswahl ist posthum 1988 unter dem Titel „Wulfsblömen“ erschienen. Für das gleichnamige Gedicht hatte Schoon 1966 den Freudenthal-Preis erhalten. Schriftstellerisch mindestens ebenso bedeutend sind die rund 500 hochdeutschen Naturschilderungen, über die Albert Frerichs in der Zeitschrift „Ostfriesland“ (1/59) schrieb:

„Ich werde oft an Hermann Löns erinnert, wenn ich in unseren Zeitungen die Geschichten von Johann Schoon lese ... Ich könnte mir vorstellen, daß Johann Schoon viele, viele Stunden seines Lebens geopfert hat, um alles mögliche Getier, auf der Erde, im Buschwerk und unter dem Himmel, aber auch das unscheinbare Leben von Pflanzen und Blumen an den Ufern der Kanäle und Sandfelder oder auch in den verlorenen Weiten der Meeden zu beobachten. Ohne Studium ... könnte man niemals so lebenswahr darüber schreiben, wie Johann Schoon.“



Greta Schoon nach der Verleihung der „Ubbo-Emmius-Medaille“ durch die Ostfriesische Landschaft im Jahr 1990.

Daß er darüber hinaus wie ein Dichter zu schreiben versteht, obwohl das Hochdeutsche nicht seine Muttersprache ist, und obwohl er, wie ich vermute, nie eine hohe Schule besucht hat, das freilich ist weder einem Studium in der einen oder anderen Fakultät zuzuschreiben. Das ist einfach Begabung.“

Johann Schoon war ein klassischer Heimatschriftsteller, der nicht müde wurde, sein Ostfriesland und sein Fehn zu beschreiben, und der überdies seine Begabung und sein Können in den Dienst seiner Heimat stellte. Es gab kaum ein Jubiläum oder eine Schulentlassungsfeier, zu der er nicht eine Geschichte oder ein Gedicht beigesteuert hätte, und wollte jemand etwas ins „Blatt“ gesetzt oder aber auch seinen Renten Antrag oder ein Versicherungsformular ausgefüllt haben, dann hieß es: „Gaht man ehm na Unkel Johann hen!“

In Johann Schoon war zu jeder Tages- und oft auch Abendzeit ein geduldiger und kundiger Helfer gefunden, wobei, wie in jenen Jahren üblich, die Angelegenheit mit einem „Besten Dank ok!“ erledigt war.

Greta Schoons Werk ist vergleichsweise schmal, aber von starker Intensität. Ihre große Zeit begann spät. Sie war 68 Jahre alt, als 1977 ihr erstes Buch erschien – „Kuckuckssommer“, Ergebnis eines gut 20jährigen literarischen Schaffens. „Kuckuckssommer“ war ein kleiner Gedichtband mit großer Wirkung. Geradezu enthusiastisch wurde das Buch von der Kritik aufgenommen, und Greta Schoon war in jenen Jahren so etwas wie eine „Entdeckung“ am niederdeutschen Literaturhimmel, weit über Ostfriesland und die niederdeutsche Szene hinaus. Die Anerkennungen kamen zuhauf: 1980 Freudenthal-Preis, 1981 Klaus-Groth-Preis und 1984 sogar die Roswitha-von-Gandersheim-Gedenkmedaille, womit Greta Schoon in eine Reihe mit Marie-Luise Kaschnitz, Rose Ausländer (ihr großes Vorbild) und Luise Rinser gehoben war.

In der Tat: Hier liegen Texte vor, die in seltener Eindringlichkeit existentiellen Fragen des menschlichen Daseins nachspüren. In großartigen Sprachbildern werden die Themen Einsamkeit, Tod, Verlorenheit, Vergeblichkeit, Verstrickung, Hoffnung behandelt. Unübertreffbar und für die Beteiligten unvergeßlich waren Lesungen durch die Dichterin selbst.

Die schweren Gedichte lassen nur ahnen, in welch gedanklichen und seelischen Abgründen Greta Schoon sich auch und immer wieder bewegt haben muß, denn im täglichen Umgang strahlte die Dichterin oft heitere,

Un du wullt slapen?

von Greta Schoon

Wo kannst du slapen
in disse Nacht?
Dor is en Ropen
van wieden her.
So schreevt en Minsch in Not,
in Dodesnot,
achter Stielkwier,
ut en düster Lock,
ut en ieskolle Waak.
So schreevt en Minsch
na di.
Un du wullt slapen?

Wo kannst du slapen
in disse Nacht?
Dor is en Lopen
van wieden her.
So rönnt en Minsch in Angst,
in Dodesangst,
vör de blanke Haat,
vör dat kahle Mest,
vör dat gleihnige Füür.
So rönnt en Minsch na di.
Un du wullt slapen?

Wo kannst du slapen
in disse Nacht?
Dor is en Susen
van wieden her.
So drifft de Wind de Wulk,
de witte Wulk,
spredd de Dodendau
över Klaver un Doorn,
över Kinnerlaap,
övert riepende Koorn.
So drifft de Wulk na di.
Un du wullt slapen?

humorvolle Gelassenheit aus. Diese Seite ihrer Persönlichkeit fand ihren Niederschlag in den Kindergeschichten und -gedichten.

Hier schöpfte Greta Schoon aus ihrer lebenslangen pädagogischen Arbeit und ihrem pädagogischen Talent. Kinder waren stets in den Bann gezogen, wenn „Tant' Heti“ (wie sie im Verwandtenkreis genannt wurde) bzw. „Tante-Greta“ Geschichten erzählte und Gedichte aufsagte – vorzugsweise ihre eigenen. Einige sollten im Laufe der Zeit in Form von Liedern recht populär werden, vor allem „Mien lüttje Lateern“ und „Lüttje Mann will danzen“.

Eine Reihe von Texten Greta Schoons wurde von ostfriesischen Liedermachern, in erster Linie Jan Cornelius,

vertont, wie überhaupt die Aufnahme ihres lyrischen Werkes durch die jüngere Generation in den siebziger und achtziger Jahren bemerkenswert ist. Vermutlich waren es besonders die „modernen“ Töne in ihrem Werk, die junge Menschen ansprachen, die Sorge um den Zustand der Welt, um die Zukunft der Menschheit.

Am bekanntesten wurde das Gedicht „Dat wi överleven“, gleichzeitig Titel des zweiten, 1983 erschienenen Buches. 1990, wenige Monate vor ihrem Tod, erschien ein drittes Buch: „Dat Bladenhuus“. 1992 brachte Jan Cornelius eine sehr hörenswerte CD heraus: „En Vögelfeer – Plattdeutsche Lieder nach Gedichten von Greta Schoon“.

Schillebille, die Libelle vom Wilgenkolk

von Johann Schoon

Tagaus, tagein, einen ganzen Sommer lang, durchflog sie ihr Jagdgebiet am Wilgenkolk, Schillebille, die große Libelle. Im Wasser war sie großgeworden, hatte kiemenatmend ihr Element durchschwommen, ein furchtbarer Hai für alles Wassergetier, das sie bewältigen konnte. Im Schlamm hatte sie überwintert, war dann im Frühjahr an einem Halm emporgekrochen, hatte sich gehäutet, und aus einem Räuber des Wassers war eine ebenso furchtbare Räuberin der Luft geworden. Heerntje-Peerndje oder Heeren-Peerdje heißen die kleineren Arten, die See- und Schlankjungfern. Schillebille gehörte zu den großen Libellen, den Blai-en- oder Wortenbietern.

Vor einiger Zeit hörte ich zum erstenmal die Bezeichnung Wispelbieter. Irgend jemand hatte beobachtet, daß eine Wespe von einer Libelle gefaßt wurde. Doch dies

dürfte wohl eine Ausnahme gewesen sein, denn die Libellen kennen sehr wohl den Unterschied zwischen dem geringelten Giftdolch und den harmlosen Schwirflüglern. Dabei spielt die Größe der Beutetiere keine Rolle, auch dicke Brummer und Pferdebremsen werden ergriffen und von den messerscharfen Zähnen zerfleischt.

Über Büsche und Strauchwerk, Wasserlachen und Kolk schoß Schillebille hin und her, wendete jäh, jagte hoch, ergriff eine Fliege und schaute mit ihren großen Augen schon nach der nächsten Beute aus. Ihr Kopf drehte sich dabei nach allen Seiten, alles überblickend. An dem starken Rücken über dem mächtigen Brustkasten waren die hauchdünnen, aber stahlharten Flügel angesetzt. Über neun Zentimeter klafferten sie, waren ungeheuer beweglich und gaben ihrer Trägerin eine

reißende Schnelligkeit. Unermüdlich fegte der Lufthai hin und her, zog Kreise, schoß geradeaus und schnellte im gleichen Augenblick rückwärts, ein Flugapparat, neben dem alle Flugmaschinen der Menschen stümperhaft wirken.

Ein Wunder ist diese Vollkommenheit freilich nicht, denn als vom Menschen noch keine Spur auf Erden zu entdecken war, schwirrten die Libellen schon vor Millionen Jahren über den Steinkohlewäldern. Sie waren Zeitgenossen der Saurier, der Unholde der Erde, des Wassers und der Luft. Sie überlebten deren Untergang, sahen die ersten Wirbeltiere und erlebten die kümmerlichen Flattersprünge der Vögel.

Als der Mensch die ersten Schritte in einer Welt voller Gefahren wagte, da hatten die Libellen schon die Erfahrung ungezählter Generationen hinter sich. Sie hatten sich behauptet und zu einem Raubinstrument vervollkommenet, das nur durch ihre Kleinheit in ihrer Furchtbarkeit begrenzt wurde. Sie wurden die flinken, flirrenden Schwirrer unserer Sommerlandschaft, trotz ihrer geringen Größe eine Geißel der geflügelten Kleintierwelt.

Monate um Monate war Schillebille uner-müdlich auf Jagd. Kühle Nächte, verhan-gene Sicht bannten sie in ihr Versteck, ließen sie starr und träge werden. Doch schwüle Gewitterluft, grelle Sonne und hoher Himmel machten sie überwild, jag-ten sie hin und her und weckten alle Raub-tierinstinkte der Jägerin. Stahlblau, bern-steinengelb schimmernd schwebte sie durch die Luft, ein funkelnder Doppeldecker von unerreichter Jähheit.

Doch die guten Tage waren spärlich, der Sommer machte seinem Namen wenig Ehre. Der Herbst folgte mit stürmisch-kal-ten Tagen und ungemütlichen Nächten. Nur zuweilen schoß ein Flimmerstrahl der

Dat wi överleven

von Greta Schoon

Laat uns
de Duvenspraak
weer leern,
dat Du,
dat Wi.

Laat uns
weer leern,
de Regenschrift
to lesen,
Böskup
up blinne Fensterruten,
un dat Windteken
an Sandbülten.

Laat uns
de gröne Bladen
tellen
an de Kröpelbusk
tüsken Betonmüürn.

Dat wi
överleven.

Mittagssonne übers Land, weckte Schillebille aus ihrer Erstarrung, ließ sie kreisen, schnellen und jagen wie in den sonnenhellen Tagen des Vorsommers.

Doch dann wachte sie aus ihrer Betäubung nicht wieder auf. Die Räuberin hatte ausgelebt. Ein Windhauch warf sie aus dem Gezweig des Busches, in das sie sich verkrochen hatte, zu Boden. Dort fand ich sie und nahm sie mit. Auf meinem Schreibtisch liegt sie jetzt und erzählt mir die Geschichte von Schillebille, dem Flugdrachen des Wilgenkolks.

klägliches Geheul ausstoßend. Rufe klingen dort in Herbstnächten, Schreie aus der Luft. Wahrscheinlich sind es Möwen oder Wildgänse. Die dumpfen Rufe in den Frühlingsnächten wird die Rohrdommel im Röhricht des Meeden-sees ausstoßen, aber in dieser siedlungs-fernen Landschaft wirkt jedes Bild und jeder Laut ungewöhnlich und unheimlich. Lange vor den Weltkriegen hatten „Spökenkicker“ bei der Klapptille einen gewaltigen Feuerschein gesehen, der in Abständen aufflammte und wieder erlosch. Seltsame Wagen fuhren auf dem Wege, Wagen ohne Pferde. Soldaten hatte man dort gesehen. Im letzten Krieg wurde diese Vorschau Wirklichkeit, Panzer und Jeeps fuhren dort, Geschütze feuerten auf wirkliche und vermeintliche Feindstellungen. Vieles vorher Geschautete trat ein, doch blieb noch genug Dunkles, Rätselhaftes übrig, um manchem das Gruseln beizubringen.

Die Brücke wurde in den letzten Kriegstagen noch gesprengt, obwohl eine Sprengladung von den Anwohnern entfernt worden war.

Ein übereifriger Leutnant hatte eine zweite Ladung anbringen und die Brücke hochfliegen lassen. Jahrelang lag eine Behelfsbrücke über dem Butendeep. Wenn ein Schiff durchfahren wollte, dann mußten die Bohlen fortgezogen und nachher wieder hingelegt werden.

Es war eine heillose Arbeit. Eine neue Klapptille sollte gebaut werden, doch ehe der Plan Wirklichkeit wurde, wanderte der Verkehr vom Deep auf die Straße über. Die Schiffe wurden verkauft oder abgewrackt.

Eine feste Brücke aus Beton und Stahl verbindet jetzt die beiden Ufer des Butendeeps. Die hochragende Klapptille, der Gegenstand so vieler Begebenhei-

ten, ist aus dem Landschaftsbild der gleichförmigen Meedenweiten verschwunden.

Wat blifft

von Greta Schoon

Wat blifft
is
en Stück Fүүr
dat noch
brannen sall
wenn dien Hand
de dat
schreven hett
al lang
kolt ist.

Wat blifft
is
en Woort
dat noch
klingen sall
wenn dien Mund
de dat
utsproken hett
al lang
swiegen mutt.

Wat blifft
is
en Stück Minsch
dat de anner
söken sall
wenn dien Hart
dat hum
utstүүrt hett
al lang
Aske is.

Geburtsdagsdank an en Hunnertjährige

Festrede zum 100jährigen Mühlengeburtstag 1986 von Greta Schoon

Wenn een to de Ehrendag van en Geburtsdagskind inladen word, denn överleggt he sük, wat man woll schenken kunn. Man vandaag stah ik vör een, de 100 Jahr ollt is, denn is dat mit dat Schenken al wat sturder. Ik kann mannett dat, wat mi in mien Levenstiet geven is, torüggbringen as en Torüggdenken.

Wo was dat domals, Möhlen, as du na dat grode Fүүr neej upbaut weer dorstunnst, jung un tack? Do kwammen seker van wiet un siet de Minschen tohoop, um di to sehn – ollt un jung, Mannlü un Fraulü, Jungse un Wichter. Ik kann mi good denken, wo blied die Lü wassen, dat du weer dorweerst. Dat was in November 1886. De Wintergung vörbi, un dat neje Vörjahr kwam mit neje Saat. Wat mooj, de Möhlen was d'r weer!

Of de Minschen di um Pingsten ok so utstaffeert harrn, as se dat mit hör Husen un Schүүrn moken, mit Drauselbeejtacken, de Eberesche? In hör Kamers stunn smaals en Püllpott mit disse witte Blömen – Struken up de blankschürde kolle Heerdplaat. Tacken dorvan hungen ok an de wittkalkde Mүүrn van de lege Kohstalln, de schon-schrubbt un offswientjet wassen. Dat was nich blot för de Moojte. Dor stunn noch wat anners achter – man dat wuß woll nümmes mehr – de olle Gloov, dat Pingsterstruken Mallöör un Süük feernhollen kunnen. Wat hest du nich all to sehn kregen in de Jahren! Wovööl Minschen sünd woll an di vörbigahn? Ik denk an de Schippers mit hör Schepen vull Törf na Emden to un torügg mit Klei, Meß „un Stratendreck“ för hör Land. Wenn de Wind good stunn, harrn

se de grode brune Seils sett. Un denn s'mörgens um 4 Uhr de Radfahrers, Törfgravers up de Weg na boven hen int Moor un de Meihlü na de Timmler Meeden, to meihn un to sweeln. An Sömmeravenden satt dat Jungvolk – Naberskinner – an de Deepskant to vertellen, to lachen un to singen. Un weetst du noch, bi Winterdag de Schöfelbahn! Dat Glieden un Swiern hen un her, dat Schrabben van Schöfels över dat Ies. „Schöfelbruut is anner Dag weer ut“, so repen de Jungs un Wichter sük to, wenn se toleßt up Huus to gungen. Wenn de Maan in en heller Winternacht hoch stunn, smeten dien Flögels swarte Schaarn up dat Ies, ok bi Sömmerdag, wenn de Sün up dat klare Water schienen dee. Wo geern stunn ik to Maitiet bi Sünnschien up de Klappbrügg of up de Bahnbrügg un keek in dat blanke Water, wo Swarms van lüttje Fischen swemmen dee'n. S'mörgens tegen 8 Ühr, wenn de Schoolklock lüden dee, trapelden de Kinner up Klumpen un Trippen na de School to. De Klock, dat was do de Bößkuproper för uns. Se reep to de Schooltiet, de Middagstiet, de Fieravend und Fierdagen. In dat Wiehnachts- un Olljahrslüden rundumto in de Logen stimmde se mit in. Wenn Brand was, reep se de Minschen to Hülp, un wenn en Minsch na de Karkhoff brocht wurr, harr se dat leßde Woort.

Een Klockenlüden vergeet ik mien Leevdag nich weer. Dat was in de erste Weltkrieg, 1917. Ik satt mit de anner Kinner in de eenklaßige School. Mester Harms harr nett en Stück vörtolesen. Tegenan kwam de Kleinbahn an. Jung Keerls stegen ut. Se moken Lawei

un sungen, as se över de Schoolplatz kwammen „Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein“. Wi hörden hör vör de Schooldöör pultern un do reten se in de Klock. Mester Harms stunn in een Stück mit doodeernst Gesicht un see kien Woort. „Futt jagt he hör weg“, doch ik. Man nee, he rögde sük nich. Domals wuß ik nich, wat för Gedanken de Mester woll harr. Ik sach de Mannlü laterhen mit Papierblömen an de Mützen un up de Jickers un mit bunte Flutterbann' an hör Handstocken. Dat wasen Jungse, de in Harms sien School gahn weern. Se kwammen van Auerk van de Musterung un wassen för good befunden, int Feld to gahn. Nich all sünd se weerkomen, wegbleven as so mennigeen vörtiets un natiets in Rußland un Frankriek.

Tüschen de Kriegen kwam de Inflationstiet. Tasken vull Geld, man minn dorför to kopen. Wi müssen in Drafft lopen mit en Handvull Schiens, um dorför bi de Möhlen noch en Brot to kriegen. As dat överstahn was un dat Geld weer sien Wert harr, gaff dat nicks mehr to verdeenen. Vööl junge Lü laggen up de Straat sünnner Arbeit. Do kwam een, de sük Hitler nömen dee, un see, he wull hör Arbeit un Brot geven, wenn se man to hum stahn wulln. Vööl hebbt dat glöövt, man een of anner see ok: „De Keerl lüggt“. Luut dürsen se dat bold nich mehr seggen, wenn se nich uphaalt worm wulln, dor kwammen se gau achter. So gaff dat mit dee van de een Kant un mit dee van de anner Kant en Reet dör de Gemeenskap. Man 1939, do kwammen se weer tosamen, as se mitnanner intrucken wurnn för en Krieg, de se mitnanner nich wulln. Nu liggen vööl dorvan in Rußland, Belgien,

Polen, Norwegen, Frankriek un Afrika un enerwors up See.

Wenn du vertelln kunnst, Möhlen, denn vergattst du nich to seggen, dat Johann Focken, de Müller, di dat Leven rett hett, as de Krieg to Enn gung. Soldaten harrn unner de Klappbrügg Sprengstoff anbrocht. Se wulln de Brügg hochgahn laten, dat de Feend nich över de Deep kunn. De Müller wull dat nich tolaten. He wuß, denn gung ok de Möhlen unner. He reet stillkens dat Pulver dor weer ut. De Soldaten kwammen dorachter. He wurr an de Huusmüür stellt. Se wulln hum dotscheten. Ik weet nich, well dor tüschen kwamm un hum dorför bewahrt hett. Was woll een van de junge Soldaten, de wiederdenken kunn.

Na de Krieg gung dat langsam weer anhoch. Na de Kluttentiet – as Gernot de Vries dat in sien Book „Lamke Pannkook un hör Lü“ nömen deit – gung dat weer los mit Kornmahlen un Brotbacken as froher. Van wiet kwammen de Lü her, um dat lecker Brot to kopen. Kinner sleepden de sware Teinpundsbroden na Huus to. Of se ok woll, as wi froher, de friske weeke Brotkapp anbieten dee'n? Ik weet, wi kregen tohuus dorum alltiet Schelln, man wi leten dat nich. So as wi kunnen ok disse Kinner sünnner Sörg up dat Footpadd tegen de Wagenspoor lopen. Vandaag ist dat anners. En Straat gifft dat de lange Wiek andaal, man sünnner Footpadd, sünnner Wagenspoor. En Straat för Autos. Nicks tegen de Autos. Dat dat dee gifft, is för uns all mitnanner en gode Saak. Man dat hett en Tiet geven, do was na mien Dünken dat Auto mehr wert as en Minsch. Anners kann ik dorup kien Antwort finnen, warum bi de Stratenbau dat Footvolk, dat Kinnervolk un olle Minschen vergeeten wurnn. Ja, nu ik mal dorbi bün, de

Finger up uns Tiet to leggen, mutt ik seggen, dat mi dat leep spieten deit, dat de Klappbrügg un dat Müllerhuus Bott maken müssen för en breder Straat. Ik hoop – wenn ik 't ok nich mehr beleven sall – dat mal en Generation kummt, de seggt: „Wat gaff dat in de fieftiger un seßtiger Jahren doch för Dööskoppen! För sowat uns moje Fehn to verneelen. Dat Müllerhuus köönt wi nich weerhalen, man en Klappbrügg sall d'r her. De Autofahrders könnt geruhig mal en Endje langsamer fahn, denn köönt se ok en Oog bisiet smieten up uns moje Möhlen.“

1953, an 18. Januar, Möhlen, do kwam de swarte Dag för di. Fritz Müller starvde un en Dag later lagg sien Bröör Johann Focken up dat Dodenbedd. Dien Flögels stunnen up Trurr. En paar Daag later wurn se beid na de Karkhoff dragen un de lüttje Klock dee dat leßde Lüden för hör. – Nu was dat still um di, en lange Tiet. Kieneen rögde dien Flögels an, dreide di na de Wind, leet di Koorn mahlen, hull Hand an di. Dor was kieneen, de för di wat doon kunn. Rund um di to in de Logen gungen de Möhlens togrunn. Un du?

Do kwam Steenblock, en junge Müller. „Nee“, see he, „dat laat ik nich to“. Vööl Lasten un stuur Arbeit nohm he tosamen mit sien Familie up de Schullers. Un nu steihst du dor, so mooj un up Stee as in dien beste Tieden.

Wat ik di wünsken much, is, dat du noch völe, völe Jahren dien Flögels dreihn magst in en süver Wind över en süver Land mit en gesunne Koorn, dat de Minschen sünner Angst vör Gift un Unfree hör Brot eten köönt, vandaag, mörgen un in alle Tieden.

Fehn am Abend

von Johann Schoon

In friedlich-klarere Winterschöne,
so liegt mein Fehn am Abend da,
gedämpft verhallen weiche Töne
vom Spiel der Handharmonika.
Schwarz wuchtet das Lager der
Torfstreifabrik am braunen,
lichtertönenden Wasser.

Es blitzt die Mühlenjalousie.
Es klaftern die langen Flügel,
weitgreifend im Kreise
umwandern sie
das Kreuz und den haltenden Bügel.
Verloren klingt übers
schweigende Moor
von ferne ein Hundegebell.

Schlank strebend ragt
der Glockenturm;
er fühlte so manchen Wintersturm
um die steinernen Glieder wehen,
er schaute des Lebens
währende Hast,
des Tages ewige neue Last
und Geschlechter kommen
und gehen.

Breit wölbt sich ein Rumpf,
es wächst ein Mast,
ein Schiff hält still die Winterrast.
Die Wellen plätschern um
Planken und Bug,
sie murmeln kosend-leise
vom sturmfrohen Jagen
in gischtendem Flug
die uralte, lockende Weise.
Von der Küste irrt durch das
schlafende Land
wie suchende Arme ein Leuchten.